

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen

Es war ein Fest der Juden, und Jesus zog hinauf nach Jerusalem. Es ist aber in Jerusalem beim Schaftor ein Teich, der heißt auf Hebräisch Betesda. Dort sind fünf Hallen; in denen lagen viele Kranke, Blinde, Lahme, Ausgezehrte. Es war aber dort ein Mensch, der war seit achtunddreißig Jahren krank.

Als Jesus ihn liegen sah und vernahm, dass er schon so lange krank war, spricht er zu ihm: Willst du gesund werden? Der Kranke antwortete ihm: Herr, ich habe keinen Menschen, der mich in den Teich bringt, wenn das Wasser sich bewegt; wenn ich aber hinkomme, so steigt ein anderer vor mir hinein. Jesus spricht zu ihm: Steh auf, nimm dein Bett und geh hin! Und sogleich wurde der Mensch gesund und nahm sein Bett und ging hin.

Es war aber Sabbat an diesem Tag. Da sprachen die Juden zu dem, der geheilt worden war: Heute ist Sabbat, es ist dir nicht erlaubt, dein Bett zu tragen. Er aber antwortete ihnen: Der mich gesund gemacht hat, sprach zu mir: Nimm dein Bett und geh hin! Sie fragten ihn: Wer ist der Mensch, der zu dir gesagt hat: Nimm dein Bett und geh hin? Der aber geheilt worden war, wusste nicht, wer es war; denn Jesus war fortgegangen, da so viel Volk an dem Ort war.

Danach fand ihn Jesus im Tempel und sprach zu ihm: Siehe, du bist gesund geworden; sündige nicht mehr, dass dir nicht etwas Schlimmeres widerfahre. Der Mensch ging hin und berichtete den Juden, es sei Jesus, der ihn gesund gemacht habe. Darum verfolgten die Juden Jesus, weil er dies am Sabbat getan hatte.

Liebe Gemeinde,

es ist eine eigenartige Erzählung, die wir da heute hören. Ein Wunder - einerseits gewaltig groß. 38 Jahre liegt da einer krank, bis Jesus kommt und ihn heilt. Andererseits scheint, wer immer diese Erzählung aufgeschrieben hat, überraschend wenig interessiert an ihr. Wir erfahren nicht, an welcher Krankheit der Mensch gelitten hat, wir kennen keinen Namen, wir wissen noch nicht einmal: war da ein Mann oder eine Frau krank? Und wie Jesus den Kranken geheilt hat, das erfahren wir auch nicht.

Dafür ganz viel von den Folgen des Wunders: den Ärger, den der Geheilte mit „den Juden“ bekommen hat und den Anfang der Pläne, Jesus aus dem Weg zu schaffen. So bleibt seltsam unklar, warum genau diese Wundererzählung ihren Weg in das Johannesevangelium gefunden hat. Und deswegen kreisen meine Gedanken heute um drei Fragen, die aus ganz unterschiedlichen Perspektiven Bezug zu ihr nehmen.

Und diese Perspektiven gebe ich folgende Überschriften: Erstens: von Wundern und von solche, die ausbleiben. Zweitens: Vom Wesentlichen und vom Unwesentlichen. Und drittens: von der Liebe und den Gesetzen.

Zum Ersten: von den Wundern und solchen, die ausbleiben: Ich war zu einem Trauergespräch eingeladen. Mich empfingen Mutter und Tochter der Verstorbenen, und sie erzählten davon, dass diese schon seit Jahren nicht richtig gesund gewesen sei. Da seien Schmerzen gewesen, aber nicht richtig gedeutet worden. Die klärende und erschütternde Diagnose war kam viel zu spät. es sollten der Tochter, der Schwester nur noch wenige Monate Lebenszeit verbleiben.

Das Wunder ist ausgeblieben, und jetzt erleben die Angehörigen mit kaum zu ertragender Wucht die Wahrheit von Worten, die die Dichterin Mascha Kaleko einmal so formuliert hat: „Den eigenen Tod, den stirbt man nur. Den Tod der anderen muss man leben.“ Was könnte schlimmer sein als die Trauer einer Mutter um das eigene Kind?

Die Frage nach dem „Warum?“ steht angesichts eines solchen Schicksals mit Macht im Raum. Quälend und ohne Antwort. Der Glaube an einen Gott, der Wunder wirken kann, immer wieder gewirkt hat, einen Kranken nach 38 Jahren heilt - aber jetzt die eigene Tochter nicht – wie soll der Trost bieten?

Angesichts solchen Leides müssen wir uns eingestehen: nicht nur unsere medizinischen Fähigkeiten sind begrenzt, auch unsere Möglichkeiten, Gott zu verstehen, sind es. Vielleicht noch mehr. Das Wunder, das ausbleibt, das lehrt Demut. Martin Luther spricht vom „Deus absconditus“, dem verborgenen, unbegreiflichen und dunklen Gott. Nicht immer ist unser Gott der „liebe Gott“. Vielleicht stimmt diese Anrede nie. An Gott glauben, ihm auch in den dunklen Tälern des Lebens vertrauen zu können, das verlangt, aushalten zu können, dass Fragen ohne Antwort bleiben. In einem sehr persönlichen Lied singt die große Joan Baez in einen ihrer Liedern: „I believe in God and God ain't me.“ Ich glaube an Gott und Gott bin nicht ich.

Zum zweiten: Vom Wesentlichen und vom Unwesentlichen.

Ich habe davon gesprochen, dass es merkwürdig unklar bleibt, worum es dem Autor mit dieser Wundererzählung eigentlich geht. Worauf es den Zeugen des Wunders ankommt, das ist dagegen ganz eindeutig: am Sabbat darf so etwas nicht sein. Da steht einer vor ihnen, wundersamerweise geheilt nach 38 Jahren. Aber alles, was sie ihm zu sagen haben, lautet: am Sabbat kannst du dein Bett nicht tragen. Kein Wort des Glückwunschs. Und als sie der Hintergründe inne werden und von Jesus hören, beginnen sie, Pläne zu schmieden, um diesen Gesetzesbrecher aus dem Weg zu räumen.

2000 Jahre später fordert diese alte Erzählung von einem Wunder auch uns heraus. Denn stehen Wunder gegen alles, was wir von der Welt zu wissen glauben. Bis auf die Ebene der allerkleinsten Bausteine der Materie und bis in die entlegensten Winkel des Universums ist der Mensch mit seinem Wissensdrang vorgedrungen. Er weiß – oder meint zu wissen – was in dieser Welt möglich ist, und was nicht. Und Wunder sind es nicht. Was gegen Naturgesetze verstößt, kann nicht sein.

Früher mal stellten sich Menschen Gott größer als das Mögliche. „Bei Gott ist nichts unmöglich“. Noch nicht einmal, dass ein Kamel durch ein Nadelöhr passt. In vielen Köpfen wird das heute andersherum gedacht. Die Gesetze der Natur, die Erkenntnisse der Wissenschaft geben das Mögliche vor – und da muss sich auch Gott dran halten. Und so haben sich Theologen als Ärzte und Psychologen betätigt und versucht, die Wunder der Bibel auf natürliche Weise zu erklären. Diagnosen wurden erstellt, die plötzliche Heilungen erklärbar machen sollten, Jesu Wandel auf dem See wurde mit optischen Täuschungen oder einer geringen Wassertiefe „wegerklärt“.

Doch wer so an die alten Erzählungen herangeht, weicht der Provokation aus, die in ihnen steckt. Mit den Ereignissen damals mag es sich zugetragen haben, wie es mag – uns heute stellen die Wunderberichte vor die Frage, wo wir Gott Raum zugestehen: innerhalb der Grenzen des Erklärbaren, an den noch übrig gebliebene Rändern des wissenschaftlich Unklärten – oder auch, ganz wunderbar, und völlig unberechen- und völlig unplanbar mitten im Leben?

Sind wir bereit, uns einzugestehen, dass wir nicht alles kontrollieren können, nicht absichern? Sind wir offen für den Anspruch Gottes, mitten ins Leben hinein neues Leben, neue Wege, neue Möglichkeiten geben zu können, Wege und Möglichkeiten, die wir nicht planen konnten? Halten wir das aus, dass wir im Letzten, dann, wenn es um die entscheidenden Fragen in unserem Leben geht, Angewiesene sind? Darf Gott noch Gott sein – oder haben wir ihn gestürzt und ersetzt durch „das Mögliche“?

Zum Dritten: von der Liebe und dem Gesetz. Ich nehme einen ganz anderen Aspekt der Erzählung in den Blick als bislang. Ich habe schon als junger Vikar gelernt, dass das eine schlechte Idee ist, wenn die Predigt schon auf ihr Ende zusteuert - aber ich glaube, sowohl der Text an sich als auch unsere aktuelle Gegenwart machen es nötig.

Von der Liebe und dem Gesetz – das sollen Worte gegen den Antisemitismus sein, dem nicht zuletzt auch der Verfasser des Johannesevangeliums den Boden bereitet hat. Der kann an „den Juden“, wie es in seinem Buch oft heißt, nichts Gutes finden, unterstellt ihnen immer wieder pauschal den Willen, Jesus zu töten, verhärtete Herzen und die Unfähigkeit oder den Unwillen, Jesus zu verstehen. Es waren Texte wie dieser, die Klischees den Boden bereitet und einen falschen Gegensatz konstruiert haben. Hier das Christentum als die Religion der Liebe, dort das Judentum als eine verhärtete Religion des lieblosen Gesetzes.

Nichts könnte falscher sein. Im jüdischen Verständnis geht es gerade nicht um einen Gegensatz zwischen Liebe und Gesetz. Vielmehr ist jüdischer Glaube durchdrungen von der Erkenntnis, dass Gesetze, Gebote, die das Miteinander zwischen Menschen und die Beziehung des Menschen zu Gott regeln, notwendige Vehikel sind, mittels derer göttliche Liebe, sein Frieden und seine Gerechtigkeit eine Chance haben, sich auf Erden zu etablieren.

Mir sind diese Gedanken sehr nahe. Denn wenn wir heute danach fragen, wie eine Gesellschaft gebaut sein muss, in der sich Nächstenliebe nicht nur zufällig immer wieder mal, je nach Stimmung, ereignet, sondern sie tatsächlich strukturell prägt, dann fallen einem Dinge ein wie: Gesetze, die verhindern, dass Menschen, warum auch immer, diskriminiert werden. Ein funktionierendes Asylrecht. Gesetze, die konkret machen, was im Grundgesetz einfach nur heißt: Eigentum verpflichtet. Die Liste ließe sich lange fortsetzen.

Natürlich: wenn nach dem Geist nicht mehr gefragt wird, der Gesetzen innewohnen soll, dann besteht die Gefahr, dass sie missbraucht werden und Leid erzeugen, statt es zu überwinden. Aber dann ist die Aufgabe nicht, diese Gesetze abzutun, sondern sie neu mit einem Geist der Liebe, der Solidarität zu füllen.

Ich räume ein: aktuell wird man von diesem Geist nicht viel finden, wenn man in der israelischen Politik oder in weiten Teilen der Siedler in den besetzten Gebieten danach sucht – aber wer wären wir, da mit dem Finger zu zeigen? Die Aufgaben, die wir in unserer Gesellschaft zu erledigen hätten, damit dieser Geist sie wieder prägt, sind nicht viel kleiner. Aber das sind politische Aufgaben. Argumente zur Abqualifizierung einer Religion daraus entwickeln zu wollen, wäre deplatziert.

Denn in dieser Botschaft sind sich Judentum und Christentum einig: aus lauter Liebe hat Gott uns ins Leben gerufen, als seine Gegenüber. Aus lauter Liebe hat er uns in weiten Raum gestellt – auf dass wir ihn liebend, gerecht und in Frieden gestalten. Zum Heil eines jeden Einzelnen Menschen, zum Heil dieser Welt. Dazu stärke Gott uns mit seinem Geist. Amen